



Uta Fenske
Gregor Schuhen (Hrsg.)

Ambivalente Männlichkeit(en)

Maskulinitätsdiskurse aus interdisziplinärer Perspektive

Verlag Barbara Budrich



Ambivalente Männlichkeit(en)

Uta Fenske
Gregor Schuhen (Hrsg.)

Ambivalente Männlichkeit(en)

Maskulinitätsdiskurse aus
interdisziplinärer Perspektive

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2012

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2012 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-86649-429-9
eISBN 978-3-8474-0307-4 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de
Druck: paper & tinta, Warschau
Printed in Europe

Inhalt

Vorwort	7
---------------	---

I) Männlichkeiten und Theoriebildung

Uta Fenske:

Männlichkeiten im Fokus der Geschlechterforschung. Ein Überblick	11
--	----

Sabine Doyé:

Im Fokus funktionaler Analyse: der systemtheoretische Begriff der Moderne und die Codierung der Geschlechterdifferenz	27
---	----

Christine Zunke:

Die realexistierende Differenz. Was der Unterschied zwischen Männern und Frauen uns über die Biologie lehren kann	43
---	----

II) Männlichkeiten und Sozialisation

Cornelia Helfferich:

Nicht nur kleine Machos – Männlichkeit und Herstellung von Überlegenheit bei 13- bis 15jährigen Hauptschülern	61
---	----

Thomas Pieger:

<i>Jungs im Rampenlicht</i> – männliche Sozialisation und theaterpädagogische Praxis	83
--	----

III) Männlichkeiten zwischen Hegemonie und Unterordnung

Bärbel Kuhn:

Jungesellenleben im 19. Jahrhundert: Der Ingenieur und Schriftsteller Max Eyth (1836-1906)	101
--	-----

Martin Lücke:

„Hatte mit innerer Neigung nichts zu tun“. Männlichkeit und Sexualität bei männlichen Prostituierten in der Weimarer Republik	121
---	-----

Sabine Hering:

„Ambivalente Männer“ an der Seite „gradliniger Frauen“	137
--	-----

Michael Meuser:
Männlichkeiten in Bewegung. Zur Aktualität des Konzepts der
hegemonialen Männlichkeit angesichts des Wandels von Erwerbsarbeit .. 147

Uta Klein:
Männlichkeit und Wehrbereitschaft: Die Wehrpflicht als
Geschlechterpolitik 165

IV) Männlichkeiten in den Künsten

Christian von Tschilschke:
Quer zu *Queer*: Transgressionen der Geschlechter im spanischen
Theater des 18. Jahrhunderts 181

Klaus Vondung:
„Wilhelmine Meister“? Männliche Identität als psychologisches,
gesellschaftliches und ästhetisches Problem im Bildungsprozess 199

Gregor Schuhen:
Bedrohte oder veredelte Männlichkeit? Phantasmagorien des
Pathologischen bei Thomas Mann und André Gide 213

Marijana Erstić:
„Jeder Mann ist ein Geschöpf seiner Uniform“. Die Inszenierung des
Soldaten im Spielfilm NO MAN’S LAND von Denis Tanović 233

Monika Pietrzak-Franger:
Körpergrenzen: Maskulinitätskonstrukte in der britischen Kunst
der 1990er Jahre 247

Zu den Autorinnen und Autoren 263

Vorwort

Von einer ‚Krise der Männlichkeit‘ zu sprechen, grenzt inzwischen an Plattitüdenhaftigkeit und scheint im Rahmen geschlechterpolitischer Diskursproduktion kaum noch von heuristischem Nutzen. Nimmt man jedoch den Begriff der ‚Krise‘ ernst und führt ihn auf seine ursprüngliche Bedeutung zurück, wie es unter anderem der Geschichtsphilosoph Reinhart Koselleck in den *Historischen Grundbegriffen* (Koselleck 1982) getan hat, kommt man nicht umhin zu erkennen, dass darin sehr viel mehr semantisches Potenzial enthalten ist als es z.B. die in den Massenmedien omnipräsente larmoyante Selbstbemitleidung der Männer (vgl. u.a. Hollstein 2008; etwas differenzierter bei Bönt 2012) vermuten lässt. Geringere Lebenserwartung, Benachteiligung im Sorgerechtstreit, Feminisierung des Bildungswesens, Burn Out-Diagnosen sind die gängigen Erklärungsansätze für die fortschreitende Schwächung des ‚starken Geschlechts‘ und damit auch seine Krisenhaftigkeit. Koselleck wiederum weist in seinem Artikel zum historischen Grundbegriff „Krise“ darauf hin, dass dieser eben nicht nur, wie das häufig so gesehen wird, die Wendung zum grundsätzlich Schlechteren umschreibe, sondern zunächst ganz neutral eine Entscheidungssituation benennt, in der die Weichen zum Guten *oder* Schlechten gestellt werden. Bei der ‚Krise‘, so Koselleck, handelt es sich demzufolge um einen „geschichtsimmanente[n] Übergangsbegriff, wobei es von der Diagnose abhängt, ob die Übergangsphase zum Besseren oder Schlechteren führt und wie lange sie dauern wird“ (Koselleck 1982: 627). Es verwundert daher kaum, dass der Begriff ‚Krise‘ sich zunächst nur im medizinischen Diskurs (‚Leben oder Tod?‘; ‚krank oder gesund?‘), in der Rechtsprechung (‚schuldig oder unschuldig?‘) und im theologisch-metaphysischen Sprachgebrauch (‚Seelenheil oder Verdammnis?‘) durchsetzen konnte, bevor er erst in der Sattelzeit um 1800 seinen festen Platz in der staatspolitischen Semantik finden konnte. Der Historiker Rudolf Vierhaus konkretisiert den Krisen-Begriff, indem in der ‚Krise‘ die Grundbedingung gesellschaftspolitischer Prozessualität erkennt, nämlich

besondere Entwicklungsverläufe [...], die sich verlangsamen, eine andere Richtung nehmen oder ihre Orientierung verlieren oder sich plötzlich rapide und gefährdend beschleunigen, wobei sich vorher bestehende Verhältnisse auflösen, funktionierende Beziehungen ins Stocken geraten, Steuerungen innerhalb eines [...] Systems nicht mehr greifen, Autorität keine Anerkennung mehr findet. (Vierhaus 1984: 315)

Überträgt man diese beiden Definitionen auf die Diagnose krisenhafter Männlichkeit, offenbaren sich die Hauptanliegen des vorliegenden Bandes unter dem Motto *Ambivalente Männlichkeit(en)*. Denn was legt uns der Koselleck’sche Krisen-Begriff näher als das ambivalenzinduzierende Potenzial von wie auch immer erläuterten Krisenphänomenen? Dass die von Connell als Idealtypus charakterisierte ‚hegemoniale Männlichkeit‘ heutzutage nicht

mehr deckungsgleich ist mit jener des 19. Jahrhunderts ist zunächst einmal eine nüchterne Feststellung, die nicht automatisch mit dem Signum der Krise im negativen Sinne versehen werden muss. Gleichzeitig macht diese simple Beobachtung aufmerksam auf die von Connell als maßgeblich eingeschätzte Tatsache, dass die Kategorie Männlichkeit – wie auch Weiblichkeit – *überhaupt* historischem Wandel unterworfen ist und keine universelle oder gar biologische Grundkonstante darstellt (vgl. Connell 1998). Zu fragen wäre nun in diesem Zusammenhang, warum ausgerechnet der historische Wandel von Männlichkeit(en) in der Öffentlichkeit stets mit einem einseitigen Krisenbegriff umschrieben wird, warum also das spätmoderne Männlichkeitsbild und deren Genese all jener semantischen Ambivalenz beraubt wird, die dem Krisen-Begriff ursprünglich inhärent war? Die Frage muss, um dem Prozesscharakter von Krisenerscheinungen Rechnung zu tragen, zunächst aus einer diachronen Perspektive beantwortet werden. Wenn demnach Vierhaus konstatiert, dass Krisen mit der ‚Auflösung bestehender Verhältnisse‘ und dem ‚Anerkennungsverlust von Autorität‘ einhergehen, dann bedeutet dies im Fall der Männlichkeit, dass ein gesellschaftliches System, in dem androzentrische Strukturen vorherrschend sind, an Macht und Legitimation verliert – ganz konkret würde das hier freilich die patriarchale Ordnung betreffen. Der Verdacht drängt sich auf, dass Männlichkeitskrisen in diesem Verständnis lediglich das ‚Nebenprodukt‘ gesamtgesellschaftlicher Umwälzungen repräsentieren, was nicht selten in der historischen Männerforschung so dargestellt wird (vgl. u.a. Badinter 1993; Rauschenbach 2000). Claudia Opitz-Belakhal widerspricht dieser ‚Pars pro toto‘-Hypothese zwar nicht, aber erkennt in ihr eine „Verkürzung“, die zu einer allgemeinen „Entschärfung“ der Kategorie Geschlecht im Kontext gesellschaftlicher Wandlungsprozesse“ (Opitz-Belakhal 2008: 35) führe. Die Veränderungen in der Geschlechterhierarchie sollten daran anknüpfend sowohl als Indikator wie auch als *Motor* gesamtgesellschaftlicher Veränderungen in Betracht gezogen werden. Dass sich das westliche Gesellschaftsmodell immer noch durch ein hohes Maß an patriarchalen Strukturen auszeichnet, lässt die Hervorhebung der wechselseitigen Bedingtheit von krisenhaften Veränderungen umso plausibler erscheinen. Hierin liegt auch die Tatsache begründet, dass bislang kaum jemand auf die Idee gekommen ist, nach einer „Krise der Weiblichkeit“ zu fragen (vgl. ebd. 37). So betrachtet kann – in erneutem Bezug auf Vierhaus – nur etwas in die Krise geraten, das vormals Bestand, Autorität und Anerkennung für sich in Anspruch nehmen konnte. Insofern ist der Krisen-Begriff selbst um eine weitere ambivalente Nuance erweitert, da man vor diesem Hintergrund auch von der Krise als ‚Privileg‘ sprechen könnte und zwar als Privileg der Mächtigen.

Diese einleitenden Bemerkungen sollen einerseits ein Bewusstsein dafür schaffen, dass man die ‚Krise der Männlichkeit‘ auch differenzierter betrachten kann als das üblicherweise im öffentlichen Diskurs der Fall ist, wo

die Beschreibung derselben nicht selten an die Götterdämmerung oder den Untergang des Abendlandes erinnert. Nur so können allzu einseitige und mithin subjektive Verlustängste relativiert und kann gleichzeitig die Kategorie Krise fruchtbar gemacht werden für anregende Analysen und Diskussionen. Andererseits führt die Betonung des ambivalenz-, ja polyvalenzstiftenden Charakters der Krisenrhetorik ein in die interdisziplinäre Vielfalt der vorliegenden Aufsatzsammlung, die die Spannungen innerhalb der existierenden Vorstellungen und Lebenswirklichkeiten von Männlichkeiten untersucht und *ambivalente Männlichkeit(en)* gleichsam als Prinzip westlicher Gesellschaftsordnungen erscheinen lässt.

Der einführende Beitrag von Uta Fenske vermittelt einen breiten Überblick über die unterschiedlichen Forschungsansätze und Theoriebildungen im Bereich der kulturwissenschaftlichen Men's Studies. Sabine Doyé liefert aus philosophischer Sicht eine kritische Auseinandersetzung mit der Studie *Das unmoralische Geschlecht. Zur Geburt der Negativen Andrologie* von Christoph Kucklick. Die Soziobiologie wird im Beitrag von Christine Zunke in den Blick genommen, in dem sie die Frage nach einer ‚real‘ existierenden Differenz von Männlichkeit und Weiblichkeit stellt und deren Auswirkungen auf die Forschungsinteressen der Biologie diskutiert. Im Folgenden werden unter dem Aspekt der männlichen Sozialisation und Identitätsbildung Einblicke in die berufliche Praxis mit männlichen Heranwachsenden im schulischen (Cornelia Helfferich) und außerschulischen, theaterpädagogischen Kontext (Thomas Pieger) gewährt sowie in das Medium des Bildungsromans, in dem an der Schnittstelle von Literaturwissenschaft, Soziologie und Psychologie der komplexe Prozess der Bildung und Selbst-Bildung unter dem Vorzeichen geschlechtsspezifischer Ambivalenz näher beleuchtet wird (Klaus Vondung). Verschiedene Männlichkeitstypen werden im nächsten Teil des Bandes vorgestellt. Historische Ansätze verfolgen die Beiträge von Bärbel Kuhn, Martin Lücke und Sabine Hering, in denen marginalisierte Sozialfiguren wie der „Hagestolz“ des 19. Jahrhunderts, der männliche Prostituierte der 1920er Jahre sowie der Ehemann und Lebensbegleiter berühmter Frauen auf ihren ambivalenten Männlichkeitsstatus überprüft werden. Auf die Gegenwart bezogen untersuchen Michael Meuser und Uta Klein das sich wandelnde Modell männlicher Erwerbsarbeit sowie die Institution der Bundeswehr als Hort der Konstruktion soldatischer Männlichkeit. Die folgende Sektion widmet sich der ästhetischen Repräsentation von Männlichkeiten in Film, Literatur und Bildenden Künsten. Im Aufsatz von Monika Pietrzak-Franger geht es um die skulpturalen Darstellungen ambivalenter Körperlichkeit und ihre Auswirkungen auf die Maskulinitätskonstruktion in der zeitgenössischen britischen Kunst. Marijana Erstić knüpft aus medienwissenschaftlicher Perspektive an den Beitrag von Uta Klein an und untersucht die soldatische Männlichkeit als ‚Maskerade‘ im Film *NO MAN'S LAND* von Denis Tanović. Im Zentrum des Aufsatzes von Gregor Schuhen steht das auf

Nietzsche zurückgehende Konzept der ‚Genialisierung durch Krankheit‘, was anhand der beiden Romane *L'immoraliste* von André Gide sowie *Doktor Faustus* von Thomas Mann auf seine maskulinistischen Tendenzen überprüft wird. Christian von Tschilschke schließt diesen Abschnitt mit seiner auf geschlechtliche Transgression und Ambivalenz fokussierenden Darstellung des spanischen Theaters des 18. Jahrhunderts.

Das Herausgeberteam dankt zunächst den Beiträgerinnen und Beiträgern des vorliegenden Bandes. Des Weiteren bedanken wir uns beim Siegener Zentrum für Gender Studies (Gestu_S) für die freundliche Finanzierung, ohne die das Erscheinen nicht möglich gewesen wäre. Ferner sei Sandra Ludwig besonders herzlich gedankt für sorgfältiges Korrekturlesen, Formatierung und Druckvorbereitung sowie Kerstin Hoebink, Jennifer Novak, Elke Schmidt und Mona Schmitz für ihre Unterstützung während der Redaktionsphase.

Literaturverzeichnis

- Badinter, Elisabeth (1993): *XY – Die Identität des Mannes*. München.
- Bönt, Ralf (2012): *Das entehrte Geschlecht. Ein notwendiges Manifest für den Mann*. München.
- Connell, Robert W. (1998): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen.
- Hollstein, Walter (2008): *Was vom Manne übrigblieb. Krise und Zukunft des starken Geschlechts*. Berlin.
- Koselleck, Reinhart (1982): Artikel ‚Krise‘. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 3. Stuttgart, S. 617-650.
- Opitz-Belakhal, Claudia (2008): ‚Krise der Männlichkeit‘ – ein nützliches Konzept der Geschlechtergeschichte?. In: Dies./Hämmerle, Christa (Hrsg.): *Krise(n) der Männlichkeit. L'homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 19, H. 2, S. 31-50.
- Rauschenbach, Brigitte (2000): *Der Traum und sein Schatten. Frühfeministin und geistige Verbündete Montaignes: Marie de Gournay und ihre Zeit*. Königstein.
- Vierhaus, Rudolf (1984): Zum Problem historischer Krisen. In: Faber, Karl-Georg/ Meier, Christian (Hrsg.): *Historische Prozesse*. München, S. 313-329.

Uta Fenske

Männlichkeiten im Fokus der Geschlechterforschung. Ein Überblick

Der Mann als der Andere?

In der deutschsprachigen Geschlechterforschung wurde Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre ein Paradigmenwechsel eingefordert: Frauenforschung sollte als Geschlechterforschung betrieben werden und das Untersuchungsinteresse nicht mehr länger ausschließlich auf die nicht-dominante Gruppe der Frauen gerichtet werden, um die Geschlechterdichotomie nicht erneut und immer wieder in ihrem Machtverhältnis festzuschreiben (Frevert 1991, Schissler 1993). Diese Forderung ist heute weitgehend eingelöst: Im Zentrum der Geschlechterforschung stehen neben der Frage nach der Konstruktion von Geschlecht die Geschlechterverhältnisse und ihre Analyse, die eben nicht nur ein Frauenthema sind. Diese Neuorientierung führte auch dazu, dass das Interesse an der Kategorie ‚Männlichkeit‘ erwachte.¹ Die Geschlechterforschung in den Kultur- und Sozialwissenschaften begreift Gender als historisch wandelbares, sozio-kulturelles Phänomen und hat Gender als Analyse-kategorie etabliert.²

Sowohl in Deutschland als auch in den USA erschienen schon in den 1970er Jahren einzelne kritische wissenschaftliche Pionierarbeiten, die dem Bereich der Männerstudien zuzuordnen sind: Für Deutschland sind die *Männerphantasien* (1977) von Klaus Theweleit als maßgeblich zu nennen, für die USA das von Pleck/Swayer herausgegebene Buch *Men and Masculinities* (1974).³ Dennoch dauerte es bis in die 1990er Jahre, bis sich die *Men's Studies* zumindest in den USA als wissenschaftliche Disziplin etablieren konnten.⁴ Im Vergleich zu den USA ist die universitäre Institutionalisierung der Männer- und Männlichkeitsforschung in Deutschland, deren Schwerpunkt im sozialwissenschaftlichen Bereich liegt, noch vergleichsweise ge-

-
- 1 Zur Geschichte der Men's Studies vgl. Martschukat/Stieglitz 2005, Schölper 2008, Stephan 2003.
 - 2 Die Frage bzw. der Vorwurf, dass die Gender Studies zu einer Entpolitisierung der Frauenforschung beigetragen hätten, da die Unterdrückung der Frauen nicht länger im Zentrum der Forschung stehe, wird seit Entstehung der Gender Studies diskutiert. Ein Blick auf die Forschungslandschaft zeigt jedoch, dass beide Forschungsrichtungen politische Anliegen vertreten, miteinander existieren und sich bereichern.
 - 3 Während die *Männerphantasien* in den USA als ein Klassiker der Männergeschichtsschreibung gelten, sind sie in Deutschland von den HistorikerInnen kaum rezipiert worden. Weitaus größeren Widerhall fanden die beiden Bände jedoch in der Frauenforschung.
 - 4 Zu den unterschiedlichen Bezeichnungen im Feld der Männerforschung vgl. Walter 2006.

ring, aber die Anzahl der wissenschaftlichen Publikationen steigt auch hier stetig an.⁵

Im Gegensatz zu der sich geschlechterneutral gebenden Forschung, in der der Mensch zumeist mit dem männlichen Subjekt gleichgesetzt wurde, sodass Forschung immer oder fast ausschließlich von Männern betriebene Forschung über Männer gewesen ist – allerdings ohne dabei ein spezifisches Wissen über männliche Erfahrungen oder Identitäten hervorzubringen – versteht die Männlichkeitsforschung Männer und Männlichkeiten als Ergebnis von sozio-politischen, historischen, narrativen und symbolischen Prozessen und nimmt diese kritisch in den Blick (Horlacher 2011, Martschukat/Stieglitz 2005). Die *Men's* bzw. *Masculinity Studies* widersetzen sich also zum einen der einseitigen Zuschreibung, dass Geschlecht weiblich ist und der damit verbundenen Konzeption, nach der der weiße heterosexuelle Mann als allgemeinmenschliche Norm verstanden wird. Sie verstehen Männlichkeit vielmehr als relationale Kategorie, die sowohl in ihrer Beziehung zu Weiblichkeit als auch in Relation zur eigenen Genusgruppe analysiert wird. Aufgrund dieser Perspektivverschiebung zugunsten von Differenz ist seit Mitte der 1990er Jahre ein plurales Verständnis von Männlichkeiten und Weiblichkeiten anstelle von Männlichkeit und Weiblichkeit ins Zentrum des Interesses gerückt. (Martschukat/Stieglitz 2005, Ehrhart/Herrmann 1997, Connell 2006, Kroll 2000, Traister 2000). Darüber hinaus wird zum anderen in Erinnerung gerufen, dass die Identität eines Individuums nicht allein durch das Geschlecht bestimmt ist, sondern durch eine Vielzahl von Differenzkriterien. Die etablierte Trias von *race*, *class*, *gender* wird in der aktuellen Intersektionalitätsforschung demzufolge durch andere soziale Kategorien wie Sexualität, Religion, Behinderung, Klasse/Schicht oder Alter erweitert (Klinger/Knapp/Sauer 2007, Walgenbach u.a. 2007, Lutz/Herrera Vivar/Supik 2010). Auch wenn die Anerkennung der Tatsache der Differenz sowie die Verschärfungen von Diskriminierungen aufgrund multipler Benachteiligungen für Frauen und Männer gleichermaßen gelten, drehen sich die meisten der gegenwärtig geführten Diskussionen über intersektionale Kategorien „um die Anerkennung von Differenzen und Gemeinsamkeiten zwischen Frauen und die komplexen Intersektionen entsprechender Differenzen und Ungleichheiten“ (Hearn 2010: 106).

5 Vgl. den Forschungsbericht von Dag Schölper 2008. Wichtige Untersuchungsfelder sind die Sozialisationsforschung, Männlichkeit und Militär, Arbeit, Gewalt, Vaterschaft und das Konzept der Homosozialität. Ebenso Meuser 2006. Den Schwerpunkt auf die Geisteswissenschaften, insbesondere auf die Geschichte und die Literaturwissenschaft, legt der Forschungsbericht von Ehrhart 2005.

Konzeptionelle und theoretische Kontroversen

Die verschiedenen Konzepte der *Masculinity Studies* kreisen um die Frage, was Männlichkeit konstituiert und wie diese erworben wird. Zu den Konzepten zählen das Geschlechterrollenmodell, das Modell hegemonialer Männlichkeit, die Theorie des männlichen Habitus, die genderspezifische, von Performativitätskonzepten ausgehende Narratologie sowie neuere Konzepte, z.B. die heteronormativitätskritische Perspektive auf die *Masculinity Studies*. Nachfolgend werden die verschiedenen Ansätze kurz vorgestellt, wobei die Überlegungen zum ‚Modell hegemonialer Männlichkeit‘ aufgrund seiner starken Rezeption in den Sozial- wie Kulturwissenschaften etwas ausführlicher behandelt werden.

1. Rollentheorie

Auch wenn der rollentheoretische Ansatz von der feministisch inspirierten Forschung etliche Kritik erfahren hat, soll er kursorisch skizziert werden, da er erstens immer noch verwendet wird und zweitens die Folie für aktuelle machtanalytische Konzepte wie das der hegemonialen Männlichkeit darstellt.⁶ Das Geschlechterrollenmodell wird vor allem durch den US-amerikanischen Soziologen Talcott Parsons in den 1960er Jahren verbreitet, der es in seinen familiensoziologischen Forschungen fruchtbar machte, sowie durch die psychologische Geschlechterforschung und war bis weit in die 1980er Jahre sehr einflussreich. Es geht von der Unterscheidung von biologischem Geschlecht (Sex) und sozialem Geschlecht (Gender) aus. Männlichkeit wird, genauso wie Weiblichkeit, als gesellschaftlich bestimmte Geschlechterrolle gedacht, die während der Sozialisation erworben und verinnerlicht wird. Der Begriff der Geschlechterrolle stammt aus der soziologischen Rollentheorie, er meint „die Summe der von einem Individuum erwarteten Verhaltensweisen als Frau bzw. als Mann und damit ein überindividuelles, relativ stabiles und insofern vorhersagbares geschlechtsspezifisches Verhaltensmuster“ (Feldmann/Habermann 2002: 158). Michael Meuser charakterisiert die Rollentheorie wie folgt:

Die Geschlechtsrolle wird als psychologische Entsprechung des biologischen Geschlechts verstanden; eine angemessene Geschlechtsrollenidentität manifestiert sich in Erwerb und Besitz derjenigen Eigenschaften und Attitüden, die im psychologischen Sinne das biologische Geschlecht bestätigen. [...] Dieser Fundierung in der Anatomie korrespondiert eine implizite Normativität des Konzepts der Geschlechterrolle. Eine heterosexuelle Orientierung als – statistischen und moralischen – Normalfall voraussetzend, wird nach den

6 Das rollentheoretische Modell wird bis heute in der sozialwissenschaftlichen Geschlechterforschung angewendet, zumeist in der Sozialpsychologie. In populärwissenschaftlichen Debatten nimmt es ebenfalls einen großen Raum ein.

Charakterzügen gefragt, die eine ‚gesunde‘ männliche Geschlechtsidentität ausmachen. (Meuser 2006: 51)

Dieser ‚Normalfall‘ Mann ist dadurch gekennzeichnet, dass er weder hypermaskulin, also extrem aggressiv, noch effeminiert, z.B. konfliktscheu, auftritt.

Das Rollenkonzept wirkt auf den ersten Blick einleuchtend, es birgt auf den zweiten aber doch diverse Probleme in sich und ist deswegen auch kritisiert worden: Zunächst einmal unterscheidet es zwischen Individuum und Gesellschaft, d.h. auf der einen Seite scheint der einzelne Mensch zu stehen und auf der anderen die Gesellschaft, die ihn formt. Dieses etwas schematische Modell ist insofern problematisch, als dass es nicht die grundlegenden Fragen beantwortet, wie es zur „gesellschaftlichen Definition solcher Rollen kommt“ (Brandes 2002: 20) und wie sich andererseits ein Wandel im Geschlechterverhältnis vollziehen kann. Zweitens ist es funktionalistisch, da es weiterhin von einer Normativität ausgeht, die alles nicht der Norm entsprechende kritisch verortet. Drittens basiert es letztlich auf einer biologistischen Sicht von Geschlecht, weil der Bezugspunkt der Rollenorientierung in der Anatomie liegt. Und viertens – und dieser Punkt ist besonders hervorzuheben – verfügt es augenscheinlich nicht über das Werkzeug, um Machtverhältnisse zu analysieren.

2. Patriarchatsanalyse

Die seit den 1980er Jahren in der Männlichkeitsforschung rezipierten Theorien versuchen genau diesen Punkt in den Blick zu nehmen. Eine machttheoretische Analyse der hegemonialen männlichen Position innerhalb des Geschlechterverhältnisses wird z.B. von dem britischen Soziologen Jeff Hearn (1987) durchgeführt. Hearn sieht im Kapitalismus und Patriarchat zwei miteinander verschränkte Systeme von Gewalt. Männlichkeit wird als ‚*gender of oppression*‘ konzeptionalisiert – Männer werden demnach als Akteure in einem Unterdrückungssystem angesehen, dem sie nicht enttrinnen können. Damit macht er einerseits die Unterdrückung von Frauen als zentrales Merkmal des gesellschaftlichen Systems aus, verweist aber auch schon auf die negativen Konsequenzen, die das Patriarchat für Mitglieder der eigenen Genusgruppe haben kann. Hearn hat darüber hinaus profeministische Prinzipien für die kritische Männerforschung aufgestellt. Dazu zählt die Autonomie der Frauenforschung, die von den *Men's Studies* respektiert werden müsse, sowie die Forderung an die Männerforschung, eine kritische (feministische) Perspektive auf die männliche Praxis einzunehmen. Kritisiert wurde er für die deterministische Sichtweise der angenommenen Unentrinnbarkeit aus dem patriarchalen System. Ein weiteres konzeptionelles Unvermögen der Patriarchatsanalyse liegt darin, dass sie nicht in der Lage dazu ist,

die vielfältigen durch Macht strukturierten Verhältnisse zwischen Männern differenziert zu erfassen.

3. Hegemoniale Männlichkeit

Den australischen Soziologen und Erziehungswissenschaftler Robert W. Connell interessiert genau diese Machtverteilung zwischen Männern, sein Buch *Der gemachte Mann* (1999) avanciert im deutschsprachigen Raum zum Standardwerk. Zwar konzediert auch Connell, dass die westlichen Gesellschaften durch Machtstrukturen geprägt sind, die „Staat, Wirtschaft, Kultur und Kommunikation genauso einschließ[en] wie Verwandtschaft, Kindererziehung und Sexualität“ (Connell 2006: 84), aber er begegnet dem eher deterministischen Prinzip des Patriarchats mit einer Machtanalyse, die es erlaubt, unterschiedliche Hierarchiestufen und Beziehungen zwischen Männern und Frauen sowie unter Männern zu fassen. Die von ihm in *Der gemachte Mann* entwickelte Theorie ‚hegemonialer Männlichkeit‘ theoretisiert, wie sich die verschiedenen Positionen von Männern im „Kräftefeld der Macht“ (Martschukat/Stieglitz 2005: 55) analysieren lassen;⁷ dabei versucht er der Vielfalt der Lebensweisen Rechnung zu tragen. Connell begreift Männlichkeit auch nicht als Rolle, die von der Gesellschaft vorgegeben ist, sondern als Produkt sozialer Praxis. Mit dem Begriff der Praxis verabschiedet er sich von dem eher statischen Geschlechterkonzept und geht zu einer dynamischen Geschlechterkonzeption über. Er vertritt also eine Position des *doing gender* – wonach *Gender* immer wieder durch bestimmte Praktiken, bzw. „in der Auseinandersetzung von Menschen und Gruppen mit ihrer historischen Situation“ (Connell 2006: 92) hergestellt wird. Die Konstruktion von Männlichkeit ist demnach ein stetiger Prozess: Sie geschieht genauso zwischen Männern und Frauen als auch zwischen Männern und Männern und wird durch Institutionen wie Familie, Staat und Ökonomie verfestigt.

Zentral für die Struktur der Geschlechterverhältnisse sind: a) Machtbeziehungen (zumeist die Dominanz von Männern und die Unterordnung von Frauen), b) Produktionsbeziehungen (die vorherrschende geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die wiederum zu unterschiedlichen ökonomischen Möglichkeiten führt) und c) emotionale Bindungsstrukturen (das sexuelle Begehren und die Objektwahl, die in unserer Gesellschaft als System der Heterosexualität strukturiert ist).

Dieses so strukturierte soziale Geschlecht ist für Connell untrennbar an andere soziale Strukturen gebunden wie an Klasse, Ethnie, Alter sowie an die jeweiligen Machtpositionen in der gesellschaftlichen Ordnung. Um diese Differenzierungen zu berücksichtigen, hat Connell das Konzept der hegemo-

7 Das Konzept hegemonialer Männlichkeit wurde – auf feministischer Kritik und Kritik der *gay liberation movement* fußend – seit den 1980ern entwickelt (Carrigan/Connell/Lee 1985).

nialen Männlichkeit geprägt. Zwei Charakteristika des Hegemonie-Begriffes sind dabei hervorzuheben: Hegemoniale Männlichkeit ist im Sinne eines Prozessbegriffs nicht unveränderbar, sondern historisch beweglich. Sie nimmt „[...] in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position ein, eine Position allerdings, die jederzeit in Frage gestellt werden kann“ (Connell 2006: 97). Demnach kann sie auch wieder von einem anderen Modell abgelöst werden. Darüber hinaus hängt sie von dem Maß an Autorität ab, d.h. sie muss nicht gewaltsam durchgesetzt werden, sondern erfährt erhebliche Zustimmung, sie ist gleichsam ein „kulturelles Ideal“, das seine Entsprechung in „der institutionellen Macht“ findet (Connell 2006: 98).

Nach Connell wird hegemoniale Männlichkeit immer sowohl in Beziehung zu den untergeordneten Männlichkeiten hergestellt als auch in den Beziehungen zu Frauen.⁸ Darin liegt die große Stärke des Ansatzes: Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nimmt nicht nur das Verhältnis zwischen den Geschlechtern in den Blick, sondern auch das zwischen Männern. Die nicht-hegemonialen Formen von Männlichkeit bezeichnet Connell als *Unterordnung*, als *marginalisierte Männlichkeit* und als *Komplizenschaft*, die er folgendermaßen beschreibt:

Zentral für das Fortleben der modernen hegemonialen Männlichkeit ist die Unterordnung von Homosexualität. Homosexuelle sind nach Connell am untersten Ende der männlichen Geschlechterhierarchie angesiedelt, da sie „als Angriff auf die Norm der Heterosexualität wahrgenommen [werden], mithin auf die Basis der Geschlechterordnung“ (Meuser 2006: 104).

Als Marginalisierung bezeichnet Connell die „Beziehungen zwischen Männlichkeiten dominanter und untergeordneter Klassen oder ethnischer Gruppen“ (Connell 2006: 102). So werden beispielsweise Afro-Amerikaner einerseits als gewalttätig und hypermaskulin stereotypisiert. Andererseits besitzen marginalisierte Männlichkeiten aber auch die Möglichkeit zur Ermächtigung: So können afro-amerikanische Sportler durchaus zu Stars werden und damit einen Vorbildcharakter einnehmen, ohne allerdings der Gruppe der Schwarzen insgesamt eine größere Autorität bzw. Anerkennung zu verleihen.

Hegemoniale Männlichkeit ist also jeweils ein kulturelles Ideal, das nur von den wenigsten Männern umgesetzt werden kann. Trotzdem ist es aufgrund seiner Partizipation an der gesellschaftlichen Macht und der damit verbundenen Verfügungsgewalt das gesellschaftliche Leitbild, so dass viele Männer davon profitieren können. Diesen Vorteil, der nach Connell aus der

8 Wegen der grundlegenden Dominanz des männlichen Geschlechts kann es keine hegemoniale Weiblichkeit geben. Selbstverständlich existieren auch unter Frauen Machtbeziehungen, diese dehnen sich aber strukturell nicht über Männer aus. Connell nennt die dominierende Form von Weiblichkeit, die durch die Bereitschaft zur Subordination gekennzeichnet ist, ‚betonte Weiblichkeit‘.

historisch gewachsenen Dominanz über Frauen entsteht, bezeichnet Connell als „patriarchale Dividende“, als „Komplizenschaft mit der hegemonialen Männlichkeit“ (Connell 2006: 100).

Das Konzept hegemonialer Männlichkeit hat das Nachdenken über Männlichkeiten innerhalb der *Gender Studies* maßgeblich beeinflusst. Zahlreiche Arbeiten der jüngeren Männlichkeitsforschung (seit den 1990er Jahren), insbesondere – aber nicht nur – aus dem sozialwissenschaftlichen Bereich, nehmen darauf Bezug. Im Rahmen der über das Konzept seit den 1990er Jahren geführten Diskussionen wurde es in verschiedenen Punkten in Frage gestellt, aber auch weiter gedacht und entwickelt.⁹ Die Kritik umfasste im Wesentlichen folgende Punkte: Die Unschärfe des zugrunde liegenden Männlichkeitsbegriffes; die Ungewissheit, wer die Repräsentanten der hegemonialen Männlichkeit seien bzw. die Frage, ob in unserer differenzierten Gesellschaft nicht eher von hegemonialen Männlichkeiten ausgegangen werden müsse; das Problem der Reifikation der Macht sowie die Frage nach dem Verhältnis von Gesellschaftsstruktur und Subjekt. Connell und Messerschmidt haben das Konzept daraufhin einer Revision unterzogen und plädieren für eine Reformulierung bzw. Neutheoretisierung in vier Bereichen: A) Das Verständnis der Geschlechterhierarchien müsse geschärft werden, insbesondere die Rolle, die Frauen bei der Produktion bzw. Reproduktion der Geschlechterverhältnisse spielen. B) Geografische Faktoren sollten stärker berücksichtigt werden – hegemoniale Männlichkeiten seien sowohl auf der lokalen, regionalen und globalen Ebene zu untersuchen sowie das Wechselspiel dieser Ebenen miteinander. C) Es gelte den männlichen Körper stärker in den Blick zu nehmen, insbesondere das Verhältnis von Verkörperung und Hegemonie. D) Die Dynamiken innerhalb der Männlichkeiten müssten stärker beachtet werden, sodass die Konzeptualisierung hegemonialer Männlichkeiten auch die Möglichkeit einer größeren Demokratisierung der Geschlechterbeziehungen denkbar mache (Connell/Messerschmidt 2005).

4. Männliche Herrschaft

Ein verwandter Ansatz ist der kultursoziologische von Pierre Bourdieu. Auch Bourdieu geht es um die Analyse von Herrschaftsbeziehungen, „vor allem um das mit jeder legitimen Herrschaft aufgeworfene Problem, wie es denn zugeht, daß jene, die der Herrschaft unterworfen sind, diese anerkennen und mit ihrer Anerkennung mit-konstruieren und reproduzieren [...]“ (Dölling/Krais 1997: 10). Davon ausgehend richtet sich Bourdieus heuristisches Interesse jedoch auch auf die grundlegende Funktionsweise von Herr-

9 Zur deutschsprachigen Auseinandersetzung mit dem Konzept vgl. Schölper 2008. Zur Rezeption und kritischen Beschäftigung mit der von Connell vorgenommenen historischen Systematisierung von Seiten der HistorikerInnen vgl. Dinges 2005 und Martschukat/Stieglitz 2005.

schaft und Gewalt. Denn er begreift männliche Herrschaft – ähnlich wie die sprachliche Herrschaft – als „einen besonderen Fall eines ganz allgemeinen Modells von Herrschaft, das sich als symbolische Herrschaft bezeichnen lässt“ (Bourdieu/Dölling/Steinrück 1997: 219). Im Gegensatz zu Connell, dessen Modell gerade auch die Machtbeziehungen zwischen Männern zu erklären sucht, interessieren Bourdieu aber insbesondere die Hierarchien zwischen Männern und Frauen.

Eine zentrale Kategorie ist bei Bourdieu der Begriff des vergeschlechtlichen Habitus (Bourdieu 1997; Bourdieu 2005). Unter Habitus versteht er zunächst – unabhängig von Geschlecht – die Art und Weise, in der Menschen gesellschaftliche Maßgaben verinnerlichen, bzw. die Einschreibung in den Körper, was wiederum die Wahrnehmungs- und Denkweisen der AkteurInnen bestimmt. Seinen Ausdruck findet der Habitus in verschiedenen Lebensstilen, die wiederum durch den unterschiedlichen Zugang zu ökonomischem, sozialem und kulturellem Kapital geprägt sind. Das heißt, der Habitus kann ganz grundsätzlich als ein „gesellschaftlicher Orientierungssinn“ (Bourdieu 1987: 728) verstanden werden, der zur zweiten Natur geworden ist; er ist ein Baukasten von Schemata, die es erlauben,

durch eine praktische, gleichsam körperliche Antizipationsleistung, die Situation als sinnhafte Totalität zu konstruieren und eine adäquate Antwort hervorzubringen, die sich, ohne jemals die einfache Ausführung eines Modells oder Plans zu sein, als ein integriertes und unmittelbar verständliches Ganzes präsentiert. (Bourdieu 1997: 167)

Erst in den 1990er Jahren hat sich Bourdieu in *Die männliche Herrschaft* explizit mit dem Geschlechterverhältnis befasst und markiert Geschlecht als eine sehr wichtige Dimension des Habitus. Die soziale Welt konstruiere „den Körper als vergeschlechtlichte Wirklichkeit und [...] als Speicher von vergeschlechtlichenden Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien, die wiederum auf den Körper in seiner biologischen Realität angewendet werden“ (Bourdieu 1997: 167). Bourdieu untersucht in seinem Aufsatz und gleichnamigen Werk *Die männliche Herrschaft* die Machtstrukturen der Kabylen in Nordafrika. Insbesondere die Tatsache, dass sich männliche Herrschaft so mühelos reproduzieren und halten kann, interessiert ihn, was er mit der Naturalisierung historisch und sozial erschaffener Machtverhältnisse erklärt, also damit, dass der anatomische Unterschied von Männern und Frauen als „Rechtfertigung des gesellschaftlich konstruierten Unterschieds zwischen den Geschlechtern“ erscheine und allgemein akzeptiert werde (Bourdieu: 169). Die Einschreibung der Herrschaftsverhältnisse in die Körper – der geschlechtliche Habitus, von Bourdieu als „magische Grenzlinie“ bezeichnet, „die den Unterschied zwischen den Herrschenden und den Beherrschten, d.h. ihre soziale Identität erzeugt“ (Bourdieu: 170), bringt die AkteurInnen dazu, die vorgegebenen gesellschaftlichen Grenzen anzuerkennen und zu akzeptieren. Denn es ist gerade die Vorsprachlichkeit des Habitus, welche die

Möglichkeit von Veränderungen aufgrund von bloßen Willensanstrengungen einschränkt und seine „Beharrungskräfte“ erklärt (Bourdieu: 171).

Bourdieu hat seine Erkenntnisse auf die westlichen Gesellschaften übertragen, in denen dieser Mechanismus ebenfalls dazu diene, männliche Macht zu erhalten – auch wenn die Evidenz dieser Herrschaft in den westlichen Gesellschaften nicht ganz so offenkundig sei. Demnach funktioniert eine Geschlechtskategorie, z.B. Männlichkeit, nur deswegen, weil sie für diese Kategorie, nicht aber für die andere Gültigkeit hat. Dieses habitualisierte *doing gender* beschreibt Michael Meuser wie folgt:

Für das Individuum bedeutet das: Im Habitus hat es ein Geschlecht („opus operatum“), indem es ein Geschlecht ‚tut‘ („modus operandi“). Insofern als dieses Geschlecht nicht voluntaristisch beliebig ist, sondern im Rahmen des Habitus geschieht, ist Geschlecht – obwohl es dem Individuum als Merkmal zugeschrieben – keine individuelle Eigenschaft. (Meuser 2006: 117)

Das heißt Geschlecht wird im spontanen, alltäglichen, praktischen Handeln hergestellt und enthält deswegen einen großen Anteil an Unbewusstheit. Die Habitualisierung von Geschlechtlichkeit schlägt sich als Körperwissen nieder, das ‚angewandt‘ wird, um als Frau oder als Mann zu gelten. Bourdieu nennt in diesem Zusammenhang Eigenschaften, die Männer mitbringen, Frauen in der Regel aber nicht, wie eine kräftigere Statur, Stimmgewaltigkeit, Aggressivität, selbstbewusstes Auftreten etc. Im Alltagswissen scheint es außer Frage zu stehen, dass die Differenz der Geschlechter und der geschlechtliche Habitus auf physiologischen Unterschieden beruhen.

Der männliche Geschlechtshabitus kann sich in einer Vielfalt von Formen äußern, z.B. in der Ernährertätigkeit, in Gewaltausübung, in Hypermasculinität, um nur einige zu nennen. Aber gleichzeitig ist der männliche Habitus auch der Maßstab, der an das männliche Handeln von der Gesellschaft herangetragen wird. Und somit kann auch die männliche Gewalt nur durch die Komplizenschaft der Frauen funktionieren.

5. Performativität

Während die bis dato genannten Modelle davon ausgehen, dass die Daseinsformen von Männlichkeit in enger Beziehung zum sozialen Umfeld stehen und demnach stärker in den sozialwissenschaftlichen Fächern und ansatzweise auch in der Geschichtswissenschaft genutzt werden, bedienen sich kulturwissenschaftliche Fächer wie die Literatur- und Filmwissenschaften stärker konstruktivistischer Inszenierungs- bzw. Performativitätstheorien. Insbesondere die Publikationen der Philosophin Judith Butler *Das Unbehagen der Geschlechter* (1990) und *Körper von Gewicht* (1997), in denen sie Geschlecht als diskursiv produziert, also als Effekt bestimmter Machtwirkungen, beschreibt, das durch stetige, alltägliche den Normen entsprechende Wiederholung performativ hergestellt wird, führte in den Geistes- und Kul-

turwissenschaften dazu, auch die Instabilität und Konstruktionsweisen der Kategorie Männlichkeit als Untersuchungsgegenstand zu fassen.¹⁰ Diese Ansätze, die dem Leitbegriff der Performativität folgen, lassen sich wiederum differenzieren.

5.1. Maskerade

Eine Form die vielfältigen Inszenierungen und Repräsentationen von Männlichkeit thematisch zu bündeln, fassen die Literaturwissenschaftlerinnen Claudia Benthien und Inge Stephan unter dem Oberbegriff des Maskeraden-Konzeptes. In dem von ihnen herausgegebenen Sammelband *Männlichkeit als Maskerade* (2003) wird untersucht, welchen Konstruktionsprozessen Männlichkeiten in Literatur, Film und Geschichte unterworfen sind. Der Titel lehnt sich an das auf Joan Riviere zurückgehende psychoanalytische Konzept von „Weiblichkeit als Maskerade“ aus den 1920er Jahren an; die von ihnen vorgebrachte Theoretisierung soll jedoch keine simple Umkehrung dieses Konzeptes sein. Nach jenem ist Weiblichkeit eine Maske, die zur Unterwerfung dient und Schutz gewährt, „[...] sowohl um den Besitz von Männlichkeit zu verbergen, als auch um der Vergeltung zu entgehen, die sie nach der Entdeckung erwartete [...]“ (Riviere 1994: 38). Da maskierte Männlichkeit keine Reaktion auf die der weiblichen Maskerade-Theorie zugrunde liegende „Anerkennung der weiblichen Kastriertheit, dem als Mangel erlebten Nichtvorhandensein des Penis“ (Benthien 2003: 37) sein kann, dient der Begriff ihnen u.a. in Anlehnung an die Arbeiten von Klaus Theweleit dafür, Männlichkeiten psychohistorisch zu fassen. Nach Theweleit wird das Kind durch das „männlich-staatliche Prinzip“ auf „seine spezifische Weise“ behandelt und zugerichtet (zit. nach Stephan 2003: 27), wodurch Männlichkeit als „institutionelle Maske“ zu begreifen ist (Stephan 2003: 29), deren Hauptziel darin besteht, ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ voneinander abzugrenzen und in- folgedessen Frauen aus allen wichtigen Institutionen auszugrenzen. Neben dieser „pessimistischen Sicht auf die ‚Masken des Männlichen““ (Stephan 2003: 30) lassen die Herausgeberinnen auch postmoderne Maskeradenkonzepte zu Wort kommen. So werfen sie eine Reihe von Fragen auf, die darauf zielen, Inszenierungsstrategien und Motive wie ‚Verkleidung‘, ‚Geschlechtertausch‘ und ‚Maskeraden‘ in den Blick zu nehmen (Baureithel 1993; Bettinger/Funk 1995): etwa, inwieweit sich männliche Maskeraden nicht doch an „einem Phantasma von ‚Vollständigkeit‘ und ‚Präsenz““ orientieren und wie sie sich demnach und mit Hilfe welcher ästhetischer Strategien

10 Die Auffassung des unveränderbaren Phänomens Körper und damit der Stabilität von Sex und Gender wurde schon vor Judith Butler kritisiert, vgl. Joan W. Scott (1986) oder Gisela Bock (1988), aber erst Butlers Buch entfachte transdisziplinär lang anhaltende Diskussionen.

als „maskenlos und ‚echt‘“ inszenieren sowie, ob sie tatsächlich „außerhalb fetischistischer Symbolisierungen“ stehen (Benthien/Stephan 2003: 7).

5.2. Gender-Orientierte Narratologie

Einen weiterführenden Zugang, eine Theorie zur Analyse von Männlichkeiten zu begründen, bietet die gender-orientierte Narratologie. Sie fragt „nach der narrativen Konstruktion von Geschlechtsidentitäten, der performativen Qualität allen Erzählens und der Performativität von Geschlecht“ (Nünning/Nünning 2004: 22). Somit versteht sie Narrativität als transmediale Kulturtechnik, die eine zentrale Rolle für die Geschlechterverhältnisse einnimmt, da sie jene erst hervorbringt und stabilisiert. Denn Narrativität steht, mit Paul Ricœur gesprochen, an der Schnittstelle zwischen der „Welt des Textes“ und der „Welt des Lesers“ (Ricœur 1991: 26). Texte vermitteln also zwischen Mensch und Welt, indem sie einerseits dem/der LeserIn einen Horizont möglicher Erfahrungen öffnen und andererseits nimmt Narrativität bei der Interpretation unseres Lebens eine wichtige Rolle ein, da sie heterogene und zufällige Ereignisse einer einheitlichen Geschlossenheit zuführt und ihnen dadurch Sinn zuschreibt. Erfahrungen werden demnach nur durch die konstruierende Aktivität verstehbar, indem sie zu einer Geschichte geformt werden. Da zahlreiche geschichts- als auch literaturwissenschaftliche Arbeiten der Geschlechterforschung gezeigt haben, dass narrative Identität, bzw. „geschlechtsspezifische Erfahrungen“ an „bestimmte Erzählmuster“ geknüpft sind (Erhart 2005: 215, Opitz-Belakhal 2010), geht der Germanist Walter Erhart mit Ben Knight davon aus (Knight 1999), dass auch Männlichkeit „nur in Form von Erzählungen“ vorliegt. Und dies gilt nicht nur für das Verhältnis der Geschlechter zueinander, sondern auch für die „‚innere‘ Konstruktion des Geschlechts selbst“ (Erhart 2005: 216). Gender wird demnach durch ein gewisses Repertoire an narrativen Elementen hervorgebracht. Diese lassen sich als dynamische *scripts*, also als standardisierte und generalisierte, kollektiv gespeicherte Vorkommnisse oder als statische *frames* bezeichnen.¹¹ Nach Erhart birgt das Verständnis dessen, dass diese allseits bekannten *scripts* zu verschiedenen Geschichten geformt werden, ein fruchtbares Analysepotential sowohl für die historische als auch für die literaturwissenschaftliche Forschung.¹² „Männlichkeit bestünde demzufolge aus einer Serie kulturell geprägter *scripts* und den daraus jeweils unterschiedlich und individuell gebildeten Geschichten“ (Erhart 2005: 217). Daraus ergeben sich für die Männlichkeitsforschung zwei zentrale Aufgaben. Einerseits wäre zu untersuchen, wie *scripts* in einer konkreten historischen Situation oder im Text zu Erzählungen werden und in welchem Spannungsverhältnis zwischen Leitvorstellungen und individueller Geschichte sie sich bewegen. Andererseits

11 Zur Kategorisierung von *scripts* und *frames* vgl. Herman 1997.

12 Vgl. auch Opitz-Belakhal 2010, 30ff.

wären die historischen Veränderungen innerhalb von Männlichkeitsvorstellungen genauso wie in der Interaktion der Geschlechter zu analysieren.

Ein solcher narratologischer Ansatz kann für kulturwissenschaftliche Analysen äußerst produktiv sein, da er es ermöglicht, die Grenze zwischen geschichts- und literaturwissenschaftlicher Forschung zu überschreiten und das jeweils zur Verfügung stehende Quellencorpus zu erweitern.¹³

6. Heteronormativitätskritische Perspektiven

In den jüngeren Ansätzen ist es demnach unbestritten, dass Geschlecht das Produkt kultureller Handlungen und keine ontologische Kategorie ist. Allerdings legen sie in der Analyse von Männlichkeiten zumeist eine Verbindung von Männerkörpern und Männlichkeit zugrunde. Die queere und heteronormativitätskritische Forschung hinterfragt diesen als selbstverständlich vorausgesetzten Nexus. So stellt in den USA die Literaturwissenschaftlerin und Theoretikerin Eve Kosofsky Sedgwick schon Mitte der 1990er Jahre fest: „when something is about masculinity, it is not always ‚about men““ (Kosofsky Sedgwick 1995: 12) und plädiert für die Abkehr von einem nur zwei-dimensionalen Geschlechterkonzept, das Männlichkeit als den Gegensatz von Weiblichkeit versteht. Stattdessen plädiert sie für ein n-dimensionales Geschlechterkonzept, bei dem männliche und weibliche Zuschreibungen in vielfältiger Form miteinander ins Spiel zu bringen sind (Kosofsky Sedgwick: 16). In diesem Zusammenhang sind frühere Arbeiten der amerikanischen Psychologin Sandra Bem zur Androgynität interessant, in denen Menschen entlang zweier Skalen gemäß ‚typisch‘ weiblicher und männlicher Zuschreibungen beurteilt werden sollten. Dabei kam sie zu dem Ergebnis, dass viele zufriedene Menschen auf beiden Skalen eine hohe Punktzahl erreichten, andere wiederum auf beiden eine niedrige Punktzahl hatten und dass eine hohe Punktzahl auf einer Skala oftmals nicht mit einer niedrigen Punktzahl auf der anderen Skala einherging (Bem 1974, Bem 1993).

Die AutorInnen Leslie Feinberg (1993) und Judith Halberstam (1998) wiederum beschreiben verschiedene Formen weiblicher Männlichkeit, die durch eine *butch* oder *transgender* Identität gelebt und/oder medial repräsentiert werden, und zweifeln ebenso die klaren Grenzziehungen von Weiblichkeiten und Männlichkeiten an, die einer Pluralisierung von Geschlechtsidentitäten immer wieder entgegenstehen.

13 Kritisch zur genderspezifischen Narratologie äußert sich Stefan Horlacher, der die Frage nach der psychischen Struktur von Männlichkeit und nach der „agency des sich in und durch die Sprache konstituierenden Subjekts“ stellt. Er plädiert für eine Erweiterung des Konzeptes dahingehend, die Narrative „an die ‚innere‘ Konstruktion des Geschlechts selbst“ beziehungsweise an die präödpale frühkindliche Entwicklung rück[zu]koppeln“ (Horlacher 2011: 57ff.).

Damit öffnen sie den Blick dafür, dass maskuline Körper und Verhaltensweisen nicht notwendigerweise an Männerkörper geknüpft sind. Diese Perspektive erschließt einen neuen Horizont möglicher Fragen. In welcher Weise intervenieren subkulturelle Männlichkeiten in die hierarchische Geschlechterordnung? Sind sie in der Lage, Vorstellungen von Geschlecht zu unterwandern? Was bedeutet die Aneignung von Maskulinität für das Verständnis der Zwei-Geschlechter-Ordnung? Inwieweit werden die Kategorien ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ tatsächlich veruneindeutigt? (Engel 2002: 180ff.)

Die Aneignung bzw. ‚Veruneindeutigung‘ von Maskulinität führt im Alltag immer wieder zu ernsthaften Konflikten, die durchaus einen tödlichen Ausgang nehmen können. Das zeigen beispielsweise die Morde an *female-to-male*-Transgendern (*ftm*) in den USA, deren bekanntester sicherlich der Mord an Teena Brandon 1993 gewesen ist.¹⁴ Die Annahme unterschiedlicher maskuliner Existenzweisen führt jedoch auch zu Konflikten zwischen den sich dieses Selbstverständnis aneignenden *butches* und *fims*. Die Konfliktlinien verlaufen darüber, „wie ‚real‘ oder ‚ernsthaft‘ sie [d. Verkörperungen, U.F.] sind, und nicht zuletzt, wie sie sich im Verhältnis zum phallischen Ideal und seinen möglichen oder vorgeblichen Materialisierungen in Form von Dildos oder Phallopplastiken positionieren“ (Engel 2002: 189).

Männlichkeiten zu ‚queeren‘ bedeutet demnach, die grundsätzliche Vorstellung von Zweigeschlechtlichkeit, also die Bindung von Konzepten der Männlichkeiten an einen männlichen Körper zu hinterfragen und kann somit letztlich auf die Frage hinauslaufen, wie sinnvoll es überhaupt ist, „aus einer queeren Perspektive von ‚Männlichkeit‘ zu sprechen.“ (Bauer/Hoernes/Woltersdorff 2007: 14; Engel 2002: 182). Denn es gilt, nicht nur die Rückbindung an den Körper zu problematisieren, sondern auch den inhaltlichen Zusammenhang bestimmter Eigenschaften mit der Kategorie Männlichkeit zu überprüfen. So zeigen etliche Arbeiten die Fragilität des zweigeschlechtlichen Konzeptes, nach dem Männlichkeit ungleich Weiblichkeit ist (Degele 2007). Daher folgert Nina Degele:

Queertheoretisch spricht vor diesem Hintergrund einiges dafür, Männlichkeit als forschungsanleitenden Begriff zu verabschieden. [...] Männlichkeit ist ein deskriptiver Begriff des Alltagswissens, der die Last binärer Differenzierung und Hierarchisierung mit sich trägt. Er eignet sich, Klischees zu reproduzieren und nicht genau hinzuschauen. Als theoretischer Bezugspunkt eignet sich der Begriff Heteronormativität viel besser. (Degele 2007: 39)

Degele ist darin zuzustimmen, dass der Begriff der Männlichkeit „die Last binärer Differenzierung und Hierarchisierung mit sich trägt“ und damit immer schon Gefahr läuft, die Geschlechterdichotomie erneut zu bestätigen,

14 Die Geschichte von Teena Brandon wurde 1999 von Kimberly Peirce als BOYS DON'T CRY verfilmt. Ein Dokumentarfilm unter dem Titel THE BRANDON TEENA STORY wurde bereits ein Jahr zuvor von Susan Muska und Gréta Olafsdóttir gedreht.

was kein Anliegen der Geschlechterforschung sein kann. Das Paradoxon, die Kategorien, die analysiert und dekonstruiert werden sollen, durch ihre Benennung erneut festzuschreiben, ist der Geschlechterforschung von Anfang an eingeschrieben. Diese Gefahr ist immer mitzudenken und erfordert genau deswegen unmissverständliche Forschungen darüber, wie in bestimmten (historischen) Kontexten Männlichkeiten konstituiert und wahrgenommen werden.

Literaturverzeichnis:

- Bauer, Robin/Hoernes Josch/Woltersdorf Volker (2007): Männlichkeit ist für alle da. Aber was ist Männlichkeit? In: Dies. (Hrsg.): Unbeschreiblich Männlich. Heteronormativitätskritische Perspektiven. Hamburg, S. 12-28.
- Baureithel, Ulrike (1993): Masken der Virilität. Kulturtheoretische Strategien zur Überwindung des männlichen Identitätsverlustes im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In: Die Philosophin 4, 8, S. 24-35.
- Bem, Sandra (1974): The Measurement of Psychological Androgyny. In: Journal of Consulting and Clinical Psychology 42, S. 155-162.
- Bem, Sandra (1993): The Lenses of Gender: Transforming the Debate on Sexual Inequality. New Haven: Yale University Press.
- Benthien, Claudia (2003): Das Maskerade-Konzept in der psychoanalytischen und kulturwissenschaftlichen Theoriebildung. In: Dies./Stephan, I. (Hrsg.): Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln/Weimar/Wien, S. 36-59.
- Benthien, Claudia/Stephan, Inge (2003): Vorwort. In: Dies. (Hrsg.): Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Köln/Weimar/Wien, S. 7-10.
- Bettinger, Elfi/Funk, Julika (Hrsg) (1995): Maskeraden. Geschlechterdifferenz in der literarischen Inszenierung. Berlin: Schmidt.
- Bock, Gisela (1988): Geschichte, Frauengeschichte, Geschlechtergeschichte. In: Geschichte und Gesellschaft 14, S. 364-391.
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, I./Krais, B. (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a.M., S. 153-217.
- Bourdieu, Pierre/Dölling, Irene/Steinrücke, Margareta (1997): Eine sanfte Gewalt. Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke. In: Dölling, I./Krais, B. (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt a.M., S. 218-230.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Brandes, Holger (2002): Der männliche Habitus, Bd. 2: Männerforschung und Männerpolitik. Opladen.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.
- Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt a.M.

- Carrigan, Tim/Connell, Robert W./Lee, John (1985): Toward a new Sociology of Masculinity. In: *Theory and Society* 14, 5, S. 551-604.
- Connell, Robert W./Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic Masculinity: Rethinking the Concept. In: *Gender and Society* 19, 6, S. 829-859.
- Connell, Robert W. (2006): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden.
- Degele, Nina (2007): Männlichkeiten queeren. In: Bauer, R./Hoeses J./Woltersdorf V. (Hrsg.): *Unbeschreiblich Männlich. Heteronormativitäts-kristische Perspektiven*. Hamburg, S. 29-42.
- Dinges, Martin (Hrsg.) (2005): *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt a.M./New York.
- Dölling, I./Krais, B. (Hrsg.) (1997): Vorwort. In: Dies. (Hrsg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Frankfurt a.M., S. 7-13.
- Engel, Antke (2002): *Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation*. Frankfurt a.M./New York.
- Erhart, Walter/Herrmann, Britta (Hrsg.) (1997): *Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit*. Stuttgart/Weimar.
- Erhart, Walter (2005): *Das zweite Geschlecht: „Männlichkeit“ interdisziplinär. Ein Forschungsbericht*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 30, 2, S. 156-232.
- Feinberg, Leslie (1993): *Stone Butch Blues: A Novel*. Ann Arbor.
- Feldmann, Doris/Habermann, Ina (2002): „Geschlechterrollen“. In: Kroll, Renate (Hrsg.): *Metzler Lexikon Gender Studies Geschlechterforschung*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 158f.
- Frevort, Ute (1991): Männergeschichte oder die Suche nach dem ersten Geschlecht. In: Hettling, M./Wehler, H. U. (Hrsg.): *Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen*. München, S. 31-43.
- Halberstam, Judith (1998): *Female Masculinity*. Durham.
- Hearn, Jeff (1987): *The Gender of Oppression. Men, Masculinity & Social Theory*. London.
- Hearn, Jeff (2010): Vernachlässigte Intersektionalitäten in der Männerforschung: Alter(n), Virtualität, Transnationalität. In: Lutz, H./Herrera Vivar, M. T./Supik, L. (Hrsg.): *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. Wiesbaden.
- Herman, David: *Scripts, Sequences, and Stories. Elements of a Postclassical Narratology*. In: *Publications of the Modern Language Association of America* 112, S. 1046-1059.
- Horlacher, Stefan (2011): Überlegungen zur theoretischen Konzeption männlicher Identität aus kulturwissenschaftlicher Perspektive. Ein Forschungsüberblick mit exemplarischer Vertiefung. In: Läubli, M./Sahli, S. (Hrsg.): *Männlichkeiten denken. Aktuelle Perspektiven der kulturwissenschaftlichen Masculinity Studies*. Bielefeld, S. 19-82.
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hrsg.) (2007): *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt a.M.
- Knight, Ben (1999): *Writing Masculinities. Male Narratives in Twentieth-Century Fiction*. New York.

- Kosofsky Sedgwick, Eve (1995): Gosh, Boy George, you must be awfully secure in your masculinity! In: Berger, M./Wallis, B./Watson, S. (Hrsg.): *Constructing Masculinity*. New York/London, S. 11-21.
- Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf (2005): „Es ist ein Junge!“ Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit. Tübingen.
- Meuser, Michael (2006): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Wiesbaden.
- Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (2004): Von der feministischen Narratologie zur gender-orientierten Erzähltextanalyse. In: Dies. (Hrsg.): *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Stuttgart/Weimar, S. 1-29.
- Opitz-Belakhal, Claudia (2010): *Geschlechter-Geschichte*. Frankfurt a.M./New York.
- Pleck, Joseph/Swayer, Jack (Hrsg.) (1974): *Men and Masculinity*. Englewood Cliffs, NJ.
- Ricœur, Paul (1991): Life in Quest of Narrative. In: Wood, David (Hrsg.): *On Paul Ricœur. Narrative and Interpretation*. London/New York, S. 20-34.
- Riviere, Joan (1994): Weiblichkeit als Maskerade. In: Weissberg, Liliane (Hrsg.): *Weiblichkeit als Maskerade*. Frankfurt a.M., S. 34-47.
- Schissler, Hanna (1993): Einleitung: Soziale Ungleichheit und historisches Wissen. Der Beitrag der Geschlechtergeschichte. In: Dies. (Hrsg.): *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*. Frankfurt a.M./New York, S. 9-36.
- Schölper, Dag (2008): Männer- und Männlichkeitsforschung – ein Überblick. http://web.fu-berlin.de/gpo/pdf/dag_schoelper/dag_schoelper_fragen.pdf [Zugriff: 15.5.2011].
- Scott, Joan W. (1986): Gender. A useful Category of historical Analysis. In: *American Historical Review* 91, 5, S. 1053-1075.
- Stephan, Inge (2003): Im toten Winkel. Die Neuentdeckung des ‚ersten Geschlechts‘ durch Men’s Studies und Männlichkeitsforschung. In: Benthien, C./Dies. (Hrsg.): *Männlichkeit als Maskerade. Kulturelle Inszenierungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Köln/Weimar/Wien, S. 11-35.
- Theweleit, Klaus (1977): *Männerphantasien. Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*, Bd. 1. Frankfurt a.M.
- Traister, Bruce (2000): Academic Viagra. The Rise of American Masculinity Studies. In: *American Quarterly* 52, S. 274-304.
- Vahsen, Mechthilde (2002): „Männlich/Männlichkeit/Männlichkeitsforschung“. In: Kroll, Renate (Hrsg.): *Metzler Lexikon Gender Studies Geschlechterforschung*. Stuttgart/Weimar, S.252f.
- Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin (2007): *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen.
- Walter, Willi (2006): Gender, Geschlecht und Männerforschung. In: von Braun, Ch./Stephan, I. (Hrsg.): *Gender Studien. Eine Einführung*. Stuttgart/Weimar, S. 91-109.

Sabine Doyé

Im Fokus funktionaler Analyse: der systemtheoretische Begriff der Moderne und die Codierung der Geschlechterdifferenz

Die Genderwissenschaften haben in dem Maße, als sie sich ihr Wissenschaftsterrain erobert haben und von der *scientific community* akzeptiert wurden, an Beunruhigungspotential für die etablierten Wissenschaften verloren. Umso aufmerksamer ist auf wissenschaftlich fundierte Einreden zu achten, die sich in herausfordernder Weise auf den Wissenschaftsstatus der Geschlechtertheorien selbst richten. Als Herausforderung dieser Art sollte die 2008 unter dem Titel *Das unmoralische Geschlecht. Zur Geburt der Negativen Andrologie* von Christoph Kucklick veröffentlichte Studie gelesen werden, die einen grundlegenden Mangel anzeigen will: Bislang haben es, so die These, die Gender-Studien versäumt, eine entscheidende Frage in den thematischen Fokus zu rücken, die nämlich nach ihren eigenen realhistorischen und wissenschaftslogischen Entstehungsbedingungen. Der Autor geht diese Frage als Gesellschaftstheoretiker an, denn – so seine Überzeugung – die Geschlechtertheorien des klassisch-feministischen Typs sind aufgrund ihres Zuschnitts, d.h. ihres praktisch-emanzipatorischen Anspruchs nicht in der Lage, das genannte theoretische Defizit zu beheben. Diese Aufgabe kann nur eine Theorie größerer Reichweite bearbeiten, eine Gesellschaftstheorie eben, die dank ihres Ansatzes die für eine Theorie der Moderne adäquaten methodischen Mittel liefert; das ist die funktionale Analyse, wie sie Luhmann als wissenschaftliche Methode für eine Theorie sozialer Systeme eingeführt hat. Diese Theorie thematisiert die für die Moderne konstitutive Grunddifferenz von Gesellschaft und Interaktion und liefert so den Schlüssel für das Verständnis der Geschlechterordnung. Die These Kucklicks lautet: Die Geschlechterdifferenz der Moderne ist adäquat nur als „Supercodierung der Differenz von Interaktion und Gesellschaft“ (30) zu erfassen.¹

Nun lässt sich nicht bestreiten, dass jene spontane Parteilichkeit, die auch die Grundeinstellung der etablierten Genderwissenschaften häufig noch prägt, einer Debatte, die sich um die Klärung des theoretischen Status der leitenden Grundbegriffe bemüht, nicht förderlich ist.² Zurückzuweisen ist

1 Hier und im Folgenden werden wörtliche und indirekte Zitate, die sich auf Kucklicks Studie beziehen, durch die Angabe der in runde Klammern gesetzten Seitenzahl im Text ausgewiesen.

2 Dies gilt nicht für die zuweilen hochelaborierten, im Bezugsrahmen von Einzelwissenschaften ausgearbeiteten Gendertheorien. Kucklick nimmt aus seiner Kritik ausdrücklich die systemtheoretisch ansetzenden Theoriebildungen aus.